

# CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordesch.

VI. JAHRGANG.

N<sup>o</sup> 74.

Freitag am 13. September

1844.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen, und allmonatlich ein in Wien von Meisterhand in Kupfer gestochenes kolorirtes Kostumbild, illyrische Volkstrachten in Doppelfigur enthaltend, in Großquart. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert portofrei ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man in der Buchhandlung des Herrn Georg Lercher am Hauptplaz

## Erhebender Anblick.\*)

(Am dritten und vierten September 1844.)

Das Herrscherpaar in seines Volkes Mitte  
In Demuth hingeworfen am Altar,  
Und nach der greissen, edlen Väterfittte,  
Voll Frömmigkeit und jedes Dünkels bar:

Wie herzerfreuend ist es anzusehen!

Gibt es hienieden wohl ein schöner' Bild,  
Als wenn vereint sie zu dem Höchsten stehen,  
Aus dessen Händen alles Gute quillt? —

Muß nicht daran sich jedes Herz erheben  
Und es dem Himmel selbst zur Freude sein,  
Wenn Fürsten solch ein schönes Beispiel geben,  
Und ihrem Gott die schuld'ge Ehre weih'n?!

Wenn Sie, die selbst beinah' für Götter gelten,  
Weil vor Millionen Sie erhöht steh'n,  
Ihr Nichts bekennen vor dem Herrn der Welten,  
Wie ist es groß, wie herrlich ist's und schön!

Wohl muß sein Schutze dem Staate sich erwahren,  
Der so gesinnter Herrscher sich erfreut,  
Wie Oesterreich ihn vielfach schon erfahren  
In der vergang'nen, stürmewollen Zeit! —

D nehm't ein Muster euch, ihr Alte, Alte,  
Die ihr ja sonst so gern auf Höhr'e blickt:  
Erwärmet euer Herz am milden Strahle  
Der Frömmigkeit, die eu're Herrscher schmückt.

Seid nicht zu stolz, Dem, welcher euch das Leben  
Und was ihr sonst noch euer nennet, gab,  
Die Ehre, welche Ihm von uns gebührt, zu geben:  
Das Beispiel winket euch vom Thron herab.

M. N. g. L.

## Der St. Annatag.

Oberkrainische Sage aus dem 16. Jahrhundert von J. Buchenhain.

(Beschluß.)



...öglich spalteten sich unter furchtbarem Ge-  
krach die Felsen, von einer innern Gewalt  
auseinander getrieben, und aus den weiten,

tief gähnenden Schlünden wälzten sich schwarze Rauchsäulen,  
von rothen Flammen durchzuckt, die ein wüthender Orkan  
rastlos hin und her trieb. Die ganze Gegend, bis weit  
hin über den hohen Loibl, war von Pech- und Schwefel-  
dampf wie verpestet. Die Thalbewohner ergriffen nach allen  
Seiten die Flucht. Daß etwas Furchtbares in der Natur  
vorgehen müsse, wer konnte daran zweifeln? Auf einem  
ungeheueren Felskolosse wollte man den bösen Martin ste-  
hen gesehen haben. Der Tag seiner Rache wäre nun ge-  
kommen, so glaubte Jeder. Nun erbebt abermals die Erde,  
auf thaten sich die himmelanstrebenden Kolosse der Berge,  
und aus der furchtbaren Feuereisse hob sich flammensprühend  
ein Ungeheuer mit weiten Flügeln und vielfach gekrümmtem  
Schweife, so, als wollte es langsam seinen ersten Flug über  
Berge und Thäler, mit noch unsichern Schwingen, ver-  
suchen. So anzusehen, bewegte sich der ungeheuere Lind-  
wurm in den Lüften. Unter ihm aber brannte die Erde  
in lichter Lohe, und ein Aschenregen flog weit hin über das  
üppige Gras der Alpen.

Ein Reisewagen hatte so eben von der Kärntnerseite  
die Höhe des Loibl's erreicht. Dieß sahen die Angster-  
füllten, die sich an den Berg geflüchtet hatten. Die Berge  
krachten von Neuem, ungeheuere Felsenblöcke flogen zum  
Himmel hinauf und wer denkt sich das freudige Wunder?  
Unter der gewaltigen Last derselben wurde plötzlich das  
Ungeheuer zu Boden gequetscht. Wohl sollte es sich noch  
einige Male unter der ungeheuern Last geregt haben, aber  
es war sein letztes Todeszucken und ruhig und lautlos lag  
nun die ganze weite Natur! —

Der Reisewagen war jetzt näher herabgekommen. Die  
von Angst und Schrecken erfüllten Thalbewohner, um all'  
ihr Hab und Gut gebracht, athmeten jedoch freier auf. Sie  
drängten sich näher an den Wagen heran, nichts Anderes  
während, als einen rettenden Gott darin zu erschauen. Ein  
Mann im reichen Anzuge, doch von Schrecken bleich und  
kaum noch lebend, lag darin. Bald erkannte man in ihm  
den verloren gegangenen Urban. War der überstandene  
Schrecken auch unnenntbar groß, dieses unvermuthete Wie-

\*) Bei Veröffentlichung dieses trefflichen Gedichtes können wir nicht umhin, die Bemerkung einzufügen zu lassen, daß die letzte Strophe desselben ein wahres »Wort zur Zeit« enthalte, welches in unseren Tagen Noth thut und Beherrschung verdient.

derfinden mußte ihn auf das Kräftigste dämpfen, denn jeder vergaß darüber seinen eigenen Schmerz. Urban aber begann, nachdem er sich erholt hatte, wie folgt:

„Gelobt sei der Allmächtige, daß ich Euch, Ihr Theuren, meine Heimat, nach diesem schrecklichen Naturereignisse so gesund und unbeschädigt wieder finde. Gott hat Euch schrecklich heimgesucht; noch wisset Ihr Euch sammt mir das Ereigniß nicht zu erklären und wie ich sehe, ist Alles, was auf Feld und Wiesen stand, dahin, doch das Leben, das Kostbarste, haben wir gerettet, und die Ruhe, die jetzt ringsherum herrscht, wird nicht fürder unterbrochen; laßt uns daher guten Muthes sein. Ich will Euch schnell erzählen, wie es mir erging, und woher ich, Gott sei Lob, gesund und wohl zurückkehre in mein theures Vaterland.“

„Ihr Alle werdet Euch noch meiner plötzlichen Sendung nach dem Hochofen erinnern?“

„Ja wohl!“ schallte es wie aus einem Munde.

„Es mußte Alles ein berechnetes Werk des bösen Martin gewesen sein, denn nach Hause kehrend, wurde ich von Fremden plötzlich aufgegriffen und in ein weites Land verkauft. O laßt mich schweigen von dem, was ich dort erdulden mußte. Es ist vorüber! Gott, der das Gebet der Gerechten nicht unbeachtet läßt, erhörte auch mein Flehen. Sein Name sei gebenedeit!“

„Amen!“ bebt es von den Lippen der Anwesenden.

Sich verneigend, fuhr Urban fort: „Nach vielfältigen Bemühungen gewann ich endlich das Zutrauen meines Herrn dadurch, daß ich ihm den Rath ertheilte, nach Gold zu graben, wobei mir meine geringen montanistischen Kenntnisse sehr gute Dienste leisteten. Das Unternehmen gelang, und reich gesegnet mit irdischen Gütern wurde in kurzer Zeit mein Gebieter. Er schwang sich zu einem Manne, dessen Schiffe in kurzer Zeit fast alle Meere durchsegelten. Indien war sein Vaterland; da jedoch jeder den Tribut der Menschlichkeit mit dem Tode bezahlen muß, ging auch mein guter Herr zu seinen Vätern ein und bedachte mich sehr reichlich. Doch was ist in einem fremden Lande alles Glück der Erde! Mich zog es unablässig zu meiner Heimat hin, denn fremd war mir ja das Alles, und ich hatte früher weder Raft noch Ruhe, bis ich den Boden meines Vaterlandes betrat. Was ich da empfunden, als mich meines Vaterlandes Luft umwehte, als ich meiner Heimath Berge mit trunkenem Blicke wieder begrüßte, kann nur Jener fühlen, der ein Aehnliches erlebte. Neuer Schreck hielt mich umfaßt. Ein Feuermeer qualmte, von der Spitze des Voibl gesehen, über meinem Geburtsorte; ein gräßliches, unnennbares Ungeheuer sah ich nahe am Berge schweben; — ich dachte an meinen Vater, an — an Euch Alle dachte ich und in meiner Angst, denn schon hatte auch mich der Ascheregen erreicht, gelobte ich Gott und der heil. Mutter Anna hier unter dem Voibl eine Kirche zu erbauen, wenn der Allerbarmere dieses Unglück abwenden wollte. Ich wurde erhört und treu will ich mein Gelobniß erfüllen.“

Kaum hatte der Erzähler geendet, als eine Jungfrau durch die Umstehenden sich gewaltsam zu dem Wagen drängte. Es war Annchen, die ihren Verlorenen wieder fand.

Stumm lagen sie sich einander in den Armen, gesegnet von der Väter Hand. Alle priesen laut diesen Bund langjähriger Treue.

Schon in dem darauf folgenden Jahre stand das anspruchlose Kirchlein unter dem Voibl vollendet und der heil. Anna geweiht da. Ein glückliches Ehepaar trat über die Schwelle heraus, freundlich begrüßt von der jubelnden Menge. Hellklingend mischten die Glocken ihre lieblichen Töne dazu.

Noch zeigt man heutiges Tages die Jahreszahl 1517 als das Jahr des traurigen Ereignisses, und an der Straße zwischen Neumarkt und Voibl jenen gigantischen Felsen, unter dessen Last das Ungeheuer erlegen sein soll\*).

## Die Bojarin.

Nach einer walachischen Volks Sage bearbeitet von Petri.

### I.

Jenseits der Walachei, zwischen der Türkei und der östlichen Gränze des ungarischen Banates verengen sich mit einem Male die Gebirge, welche die Donau umgeben und der Fluß, eine plötzliche Krümmung einschlagend, stürzt sich tosend zwischen zwei perpendiculare Felsenwände. Viele Reisende versichern, daß selbst die pittoresken Ufer des Rheins nichts darbieten, das mit der wilden und großartigen Poesie dieses Anblicks zu vergleichen wäre. Ueber die Gipfel der riesigen Granitfelsen, an denen sich die unterdrückten Wellen schäumend brechen, ziehen sich grüne Waldungen, aus denen hie und da steile Felsen hervorragten, worauf man Ruinen alter Festungen erblickt. Das Getöse der zürnenden Wogen wird bloß von dem Geschrei wilder Ragen erwidert, welche die waldigen Gebirge bevölkern, und dann und wann sieht man einen Adler majestätisch über diese stürmische Natur schweben. In der Mitte des Stromes, ganz isolirt, erhebt sich ein ungeheurer Felsen, an dessen Abhang man die vom Zahn der Zeit arg hergenommenen Ueberreste fester Mauern gewahrt. An diese Ruinen knüpfen sich verschiedene Traditionen. In der Mitte der Donau gelegen, in gleicher Entfernung von den beiden Ufern, welche die Gränzen der Türkei und des ungarischen Banates bilden, sind sie von der Bevölkerung beider Ufer gleichmäßig in Anspruch genommen, indem jede den Bau des Schlosses, dessen letzte Spuren diese Ruinen sind, einem ihrer Oberhäupter zuschreibt. Ihre Behauptung zu bekräftigen, weiß jede der beiden Parteien ihre Sage zu erzählen. Die der Muselmänner ist dunkel, zweifelhaft und unbefriedigend; sie berichtet nur, daß ein türkischer Krieger eine seiner Frauen, welche er auf einer Untreue ertappt, nach dieser einsamen Insel bringen ließ und sie zum Hungertode verdammt mit den Worten: **Baba Kai** (wo sich auch der gegenwärtige

\* Wir geben hier diese Sage, die noch heute in Oberkrain allgemein im Munde des Landvolkes lebt, getreulich unsern Lesern wieder, wie man sie dort erzählt, und bemerken zum Schluß, daß uns das Kirchlein zu St. Anna sowohl, als der Felsblock, den man als den »Drachenfelsen« bezeichnet, bekannt sei, und daß die fast das ganze Thal überdeckenden, unzähligen Felsentrümmer und Kolosse hinter dem Berge *Roschuta* unbekannt auf eine bedeutende bevorstehende Revolution und Erdbeben schließen lassen.

Name des Felsens herschreiben soll). Die Chronik der christlichen Uferbewohner, viel genauer und umständlicher, scheint den Charakter einer wahren Begebenheit in höherm Grad an sich zu tragen. Jedenfalls ist sie höchst dramatisch, und da wir heutzutage, gleich den lebensmüden Greisen, den Klängen der Vorzeit so gerne lauschen, dürfte sie vielleicht für die Leser und Leserin dieser Blätter von einigem Interesse sein.

## II.

Vor ungefähr dreihundert Jahren gehörte ein großer Theil der am walachischen Ufer der Donau gelegenen Länder einem mächtigen Bojaren, Namens Demeter C . . . . , dem Sprößling eines jener griechischen Fürsten, welche sich bei dem Abfall der Niederlande gezwungen sahen, Constantinopel zu verlassen. Demeter C . . . . war unermesslich reich, verband mit persönlicher Wiederkeit und Tapferkeit eine schöne, männliche Gestalt, und besaß daher Alles, was den Männern imponirt und die Phantasie des Weibes gefangen nimmt. Sein einziger Fehler bestand in etwas zu großem Bewußtsein seiner Vortheile und einer sehr marquirten Neigung seines zarten Herzens zur Unbeständigkeit. Seine Jugend war daher auch eine höchst stürmische. Von Vasallen umgeben, die ihm nichts verweigern konnten, und liebenswürdig und gewandt genug, um die widerspänstigsten Schönen zu erobern, ward er seiner Triumphe so bald müde, daß er schon im zwanzigsten Jahre seine Unbeständigkeit zu den Füßen der Tochter eines benachbarten Bojaren, welche für die erste Schönheit im Lande galt, abgeschworen hatte.

Achtzehn Jahre waren seit dieser Verbindung verfloßen, und ob man sich gleich ganz leise von zeitweisen Rückfällen des Bojaren in die Fehler seiner Jugend erzählte, so hatte er doch nicht einen Augenblick aufgehört, seiner Gattin ein wahrhaft beneidenswertes Loos zu bereiten.

Ihrem Gatten leidenschaftlich ergeben, mit der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit von ihm behandelt und Mutter eines Sohnes, welcher zu den glänzendsten Erwartungen berechnete, schien Helene C . . . . die glücklichste der Frauen. Und wohl hätte sie das in der That sein können, wäre das Glück ein auf Erden erreichbares Gut; allein sie hatte häufige Anfälle von Traurigkeit und in ihren Zügen lag der Ausdruck innerlichen Schmerzes, den sie verborgen zu halten sich bemühte. Das Schicksal hatte unter den Rosen, die ihren Lebenspfad bedeckten, einen vergifteten Dolch versteckt: die Fürstin war mißtrauisch und eifersüchtig, und ob sie gleich ihre Schönheit noch zu wohl conservirt hatte, als daß sie bereits nur darauf angewiesen sein sollte, sich mit der Erinnerung an die Vergangenheit zu begnügen, so wird man doch leicht begreifen, daß ihre dreißig Frühlinge keineswegs dazu geeignet waren, sie von der unseligen Krankheit zu heilen, deren Keim seit ihrer Geburt in ihrem Herzen lag. Sie erblickte im Gegentheile in jedem schönen Weibe eine Geliebte ihres Gatten, und die Kenntniß von den ver liebten Abenteuern, welche die Jugend des Bojaren bezeichnet hatten, gab sie all' den Furien verletzten Stolzes und ver schmäheter Liebe preis.

Sei es nun übrigens, daß sich der Fürst in der That gebessert, sei es, daß er so geschickt war, seine Galanterien in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen, — Helene war es noch nie gelungen, eine einzige seiner Aventuren zu entdecken; allein demungeachtet fuhr sie trotz der anscheinenden Treue ihres Gatten immer fort, sich mit quälenden Zweifeln zu peinigen. War der Fürst mißvergnügt oder zerstreut, so fand sie darin den Beweis, daß er ihres Umgangs müde, daß er sich langweile in ihrer Nähe; zeigte er sich liebenswürdiger und zuvorkommender als gewöhnlich, so hielt sie das für berechnete Heuchelei, womit er eine neue Treulosigkeit zu bemänteln trachtete.

Seit einiger Zeit vorzüglich ließ ihr der Dämon Eifersucht nicht Ruh noch Rast. Der ewigen Klagen und finstern Launen seiner Gattin ohne Zweifel überdrüssig geworden, ergab sich der Fürst wieder ganz seiner frühern Leidenschaft für Jagd und Pferderennen und behielt in der Gesellschaft Helene's immer die gezwungene und unruhige Miene eines Menschen, welcher langweilige Vorwürfe befürchtet.

— „Ja, ja, ich seh' es wohl, dachte sie, so oft er sich von ihr entfernte — ich bin alt geworden und nun verläßt er mich . . . Was nützt mir meine Verzweiflung? . . . meine Zeit ist vorüber. O — dürfte ich sie doch wenigstens kennen lernen, die mir seine Liebe geraubt . . .“

Unter den Frauen, welche ihre dienstbare Umgebung bildeten, befand sich eine junge Siebenbürgerin von wunderbarer Schönheit, welche die Fürstin immer mit der liebevollsten Auszeichnung behandelt hatte. Mit einem sehr sanften Charakter begabt und ihren Beruf stets mit dem gewähltesten Anstand erfüllend, hatte sie diesen Vorzug wohl verdient durch ihren Eifer und ihre Zuverlässigkeit gegen ihre Gebieterin. Mit einem Male glaubte Helene jedoch einige Nachlässigkeiten und Bergeßlichkeiten an ihr zu gewahren, und bald war an der gänzlichen Veränderung des jungen Mädchens nicht mehr zu zweifeln, und die Fürstin, gewohnt, jeden ihrer Befehle vollzogen zu sehen, noch ehe sie denselben ausgesprochen, war nun um so mehr erstaunt, da sie manchen ihrer Aufträge wiederholen mußte.

Ganz aufgebracht, grübelte sie eines Morgens den Ursachen dieser verdächtigen Metamorphose in dem Wesen des jungen Mädchens nach, als ihr Gatte mit ihrem Sohne in den Saal eintraten.

— „Wie, Du willst mich schon verlassen?“ sprach sie zum Fürsten, als dieser nach einer Conversation von etlichen Minuten sich erhob, „bist Du schon meiner Gesellschaft überdrüssig?“

— „Was fällt Dir ein, Helene!“ erwiderte Demeter lebhaft; „ich verlasse Dich so schnell, weil es schon spät und hoch an der Zeit ist, auf die Jagd aufzubrechen.“

— „Es gab eine Zeit,“ antwortete Helene in weinerlichem Tone, „wo die Jagd nicht so viel Anziehungskraft für Dich besaß.“

— „Damals jagte ich allein, während ich jetzt einen Gefährten zur Seite habe, dem unnütze Zeitverschömmniß zuwider ist . . . Nicht wahr, mein Sohn?“

— „In der That, liebe Mutter,“ antwortete der junge Prinz, „es wäre jammerschade, einen so schönen Tag unbenützt zu lassen; überdies sind die Pferde bereits gefattelt und Ihr könnt sie von hier aus hören, wie ungeduldig sie stampfen.“

— „O — an Wänden, mich allein zu lassen, gebricht es euch nie!“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton des Mannigfaltigen.

(Dies dem Marqueur!) An der Spielbank in B. ging es lebhaft zu. Unter den Mitspielenden machte sich ein Fremdling besonders bemerkbar, und zwar nur durch kleine Einsätze. Und wieder legt er nur einen Thaler hin. Der Banquier sieht den Thalermann verächtlich an, spielt ab, gewinnt, und wirft den Thaler unter den Spieltisch mit dem höhnischen Ausrufe: »Dies — dem Marqueur!« — Alles lachelt. Das Spiel beginnt von Neuem. Die Einsätze stehen; nahe an 5000 Louisd'ors. Da tönt aus der Menge eine tiefe Stimme: »Va banque!« — Es war der Fremdling. Alle Augen richteten sich nach ihm. »Wer ist mir Bürge?« fragt verächtlich der Banquier. »Fürst F.« war die lakonische Antwort. Der Banquier ist verwirrt, zieht die Karte ab und — verspielt. Da tritt der Fürst an den Spieltisch, stürzt diesen um spricht in größter Ruhe: »Dies dem — Marqueur!«

(Was Sie mir schuldig sind.) Zu einem vornehmen Herrn, erzählt die »Theaterzeitung,« kam ein Handwerker, ihn um eine Schuld zu mahnen. Der Herr nahm dies sehr übel auf und wurde grob ob der Unverschämtheit, Geld von ihm zu verlangen. Der Handwerker nannte dieses Benehmen mit dem gebührenden Namen, und der vornehme Herr entgegnete darauf, sich stolz in die Brust werfend: »Ich werde nie vergessen, was ich mir schuldig bin!« — »Ach,« sagte darauf rasch der Handwerker, »dann haben Sie doch die Güte, ebenfalls nicht zu vergessen, was Sie mir schuldig sind; ich möchte sonst vergessen, was ich Ihnen schuldig bin.«

(Ueberschwemmungen in Preußen.) Fortwährend laufen betrübende Nachrichten aus Ostpreußen nach Berlin ein. Fast alle Ströme, angeschwollen vom fortwährenden Regen, sind übergetreten; das Getreide fängt an zu faulen und die Aussichten auf die Ernte werden sehr geschwächt. In Königsberg stand am 4. August das Wasser 14 Fuß 5 Zoll hoch und man fuhr mit Rähnen über die unter Wasser gesetzten Gassen.

(Der jetzige Kaiser von China) hat in seinem ganzen Reiche den Befehl bekannt machen lassen, dem zu Folge den Mandarinen jede Verfolgung der christlichen Missionäre auf das Strengste verboten wird. Man schöpft hieraus für die Ausbreitung des Christenthums im chinesischen Staate die besten Hoffnungen.

(Ein glücklicher Sturz.) Vor wenigen Tagen spielte ein etwa zehnjähriges Kind in einem drei Stockwerke hohen Haus in der Waiznergasse in Pesth auf der obersten Treppe mit dem Stricke der zur Treppenbeleuchtung dort aufgehängten Lampe, verlor sich über das Geländer lehnd das Gleichgewicht und stürzte hinab. So lag es einige Zeit betäubt am Boden, erholte sich aber bald und lief ohne sonstige Verletzung die Treppe wieder hinauf.

(Der Räuberhauptmann Pfiög) soll, ämtlichen Nachrichten zu Folge, die nach Breslau eingelaufen sind, aus dem Stadtgefängnisse in Kempen entsprungen sein. Ueber die Dreistigkeit dieses Räubers erzählt man sich folgende Anekdote: Eines Tages kömmt Pfiög in Jägerkleidung zu einem isolirt wohnenden Oberförster. Er trifft diesen allein in der Stube an, nur ein Jagdhund knurrt bei seinem Eintritte unter dem Sopha. Nach einer höflichen Begrüßung sagt Pfiög: »Ich habe gehört, daß Sie im Besitze vorzüglicher Gewehre sein sollen; wenn sich dies bestätigt, so bitte ich, mir dieselben zu zeigen.« Hier öffnet ohne Weiteres Pfiög den Gewehrschrank, besteht die Gewehre und prüft die Schläßer, den erstaunten Oberförster aber immer scharf im Auge behaltend. Nachdem er 4 der besten Flinten und Büchsen zurückgelegt hat, sagt er: »Diese hier werde ich für mich behalten; sie werden mir gute Dienste leisten, ich bin — Pfiög!« — Dabei spannt er den Hahn seines eigenen Gewehres, pfeift und alsbald kommen zwei seiner Leute, denen er in aller Ruhe die Gewehre übergibt. Bei seinem Hinausgehen wird der unter dem Sopha liegende Hund laut; Pfiög dreht sich kaltblütig um und

schießt mit den Worten: »Herr Oberförster, Jagdhunde können Sie in der Stube nicht brauchen!« das arme Thier todt.

(Schlauheit der maroccanischen Richter.) Ein Statthalter von Fez ließ eines Tages drei junge Männer vor sein Gericht fordern, welche des Diebstahls seltener Tauben angeklagt waren. »Setzt euch,« sprach er mit lächelnder Miene, und fuhr dann fort: »Wenn man läugnet, Tauben gestohlen zu haben, so sollte man sich wenigstens hüten, deren Federn auf dem Kopfe zu tragen.« Einer der Angeklagten fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Kopfe, um die Federn abzuschütteln. Es war der Thäter.

(Das Urtheil gegen den Königsmörder Tschek) soll bereits in erster Instanz gefällt sein, und laute auf Rädern von unten auf.

(Ein Transparent.) In Pesth sah man eines Abends ein Tabaksgewölbe mit vielen Lampen beleuchtet und ein Transparent, auf dem zu lesen stand:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben  
Himmliche Tabaksbentel in's irdische Leben.

(Brandunglück.) Am 9. August Mittags brach in einem engen Gäßchen in Jassy (Moldau) Feuer aus, welches sich so schnell verbreitete, daß in wenigen Stunden gegen 400 Häuser, und darunter viele der schönsten, in Asche lagen. Zum Unglück wuch der Wind gegen Abend zu einem wüthenden Sturm heran, der das Flammenmeer nach der innern Stadt zu trieb, doch trat später ein anhaltender Plazregen ein.

## Blicke in die Vorzeit.

(Boileau und Ludwig XIV.) Boileau konnte es nicht über sich bringen, jemals zu schmeicheln. Als ihm einst der König einige Verse, die er selbst mit Anstrengung und stiller Freude über das Gelingen derselben verfaßt hatte, zur Beurtheilung vorlegte, sagte Boileau: »Sire, ich sehe, Eurer Majestät ist nichts unmöglich; Sie wollten schlechte Verse machen und sieh! es ist Ihnen gelungen.«

(Gannibal Caracci), einer der vorzüglichsten italienischen Maler, kam eines Abends von einem Spaziergange zurück und ward, da die Dämmerung bereits angebrochen war, unterwegs von Räubern angefallen und beraubt. Caracci reichte eine Klage beim Magistrat ein und legte eine so sprechende Zeichnung von dem Haupträuber, den er nur in der Abenddämmerung gesehen hatte, bei, daß man ihn sogleich erkannte, einzog und bestrafte. Von welchem Maler des Alterthums ist so etwas bekannt? —

(Maler Willmann, der schlesische Raphael.) Der Churfürst von Mainz, welcher viel von den Talenten Willmann's gehört hatte, schrieb, an den Prälaten von Leubus, er möchte ihm doch ein Probefstück von diesem Maler schicken, weil er entschlossen sei, ihm einige Arbeiten aufzutragen. Willmann saß eben an der Tafel des Prälaten, als dieser ihm die Nachricht mittheilte. Sogleich ergriff der Maler ein Blatt Papier, zeichnete mit freier Hand ein Cruzifix, gab es dem Prälaten und sagte: »Schicken Sie dies dem Churfürsten, und wenn er daraus nicht sieht, wer ich bin, so werde ich nie etwas für ihn malen.«

## Chrenrettung zweier Mandeln.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Einige ungenannte Freunde des Gefertigten haben es nicht mit Unrecht für eine Selbstüberschätzung der »Mandeln« gehalten, daß sich zwei aus ihnen in der Carniolia als Prachtmandeln aufzutreten erkühnten. —

Befanulich ist keiner Mandel schon von Geburt aus eine gewisse Schalkheit abzuspochen; nachdem aber von meinem väterlichen Schoosse alle Mandeln als ganz gemeine Mandeln ausgegangen sind, und die genannten Zwei aus ihnen, nur ihrer physischen Größe und Länge halber, im Redaktionsbureau den Ehrentitel »Prachtmandeln« erhalten zu haben scheinen, so bitte ich, dies um so dringender der Lesewelt aufzuklären, als es die bittere Lage meiner Mandeln nur noch vermehren müßte, neben dem Unglücke, größtentheils taub geboren zu sein, auch noch für aufgedunsen und geschwollen zu gelten\*).

Moschus.

## Auslesung der Mandeln in No. 73.

1. Scheingeld. 2. Geschlecht.

\*) Sehr gerne! Die ausgesprochene Vermuthung ist gegründet, und wir müssen dieser in unserer Zeit so seltenen väterlichen Bescheidenheit volle Bewunderung zollen.

Die Redaktion.